



Wenn die Mauern reden könnten

Roman

Elias J. Connor

FINN
Books
Est. 1994



*Wenn die Mauern
reden könnten*

Roman

Elias J. Connor

FINN
Books

Elias J. Connor

Wenn die Mauern reden könnten

Wenn die Mauern reden könnten ist ein Roman über das, was bleibt, wenn alles andere zerbricht. Über Menschen, die uns halten, wenn wir fallen. Und über die leise, unbequeme Wahrheit, dass die Vergangenheit niemals wirklich schweigt.

Widmung

Für meine Freundin.

Mein Fels in der Brandung.

Mein Licht. Mein Leben.

Danke, dass es dich gibt.

Impressum

FINN Books Edition FireFly

c/o Elias J. Connor

Bahnhofstraße 10

50169 Kerpen/Germany

Autor: Elias J. Connor

Verlag: FINN Books Edition FireFly

Lektorat: FINN Books Edition FireFly

Korrektorat: FINN Books Edition FireFly

Bei diesem Werk wurde partiell an manchen Sätzen und Absätzen das KI-Modell ChatGPT eingesetzt, jedoch nur an einigen Passagen, um einige Sätze oder Absätze zu verbessern. Für das Cover wurde das KI-Modell Dall-E verwendet. Das Urheberrecht liegt zu 100% bei Elias J. Connor.

TEIL 1

DIE FRÜHEN JAHRE

Prolog - Das Ende vom Anfang

Der nasse Regen plätscherte auf sein Gesicht. Seine Kleidung war dreckig und vom Wasser durchtränkt. In seiner Jeans war ein Riss, aus dem Blut austrat. Seine Jacke war offen, trotz der Kälte, und hing ihm halb vom Körper herunter.

Er lag da, mitten auf der Straße, regungslos und ohnmächtig. Sein Kopf befand sich mitten in einer großen Blutlache, die bereits auch schon seine Haare rot färbte. Das Blut lief langsam den Bordstein herunter, in einen nah gelegenen Kanal hinein.

Er bewegte sich nicht. Würde man genauer hinsehen, könnte man allerdings merken, dass seine Lippen leicht bebten.

Ein anderer Mann hechtete plötzlich aus einem Kiosk heraus, der keine zehn Schritte von der Stelle entfernt war, wo der Mann lag. Sofort packte er einen seiner Arme und versuchte, ihn anzuheben.

„Hallo?“, fragte er. „Können Sie mich hören?“ Der Mann reagierte nicht.

„Hallo“, sagte der andere Mann wieder, der offenbar in dem Kiosk arbeitete.

Dann nahm er das Handy aus seiner Tasche und wählte die Nummer des Notrufs.

„Ja“, sagte er schließlich ins Telefon. „Ich bin gerade vor meinem Kiosk in der Nähe vom Bahnhof. Hier liegt ein unbekannter Mann, vielleicht Mitte bis Ende 30, verletzt auf dem Bürgersteig. Er ist wahrscheinlich gestürzt und hat eine ziemlich schwere Kopfverletzung. Er reagiert nicht, wenn ich ihn anspreche.“

„Wo sind Sie genau?“, fragte die Frau am anderen Ende des Telefons.

„In der Buchenstraße 120 in Solingen“, antwortete der Kioskbesitzer.

Dann sendete die Frau einen Notruf aus und wandte sich schließlich wieder dem Mann zu.

„Okay“, meinte sie. „Liegt der Mann bereits in der stabilen Seitenlage?“

Daraufhin legte der Kioskbesitzer das Handy weg und drehte den Verletzten seitlich zu sich. Dann nahm er das Telefon wieder in die Hand.

„Atmet er?“, wollte die Frau wissen.

„Ja“, stellte der Kioskbesitzer fest. „Er ist zwar ohnmächtig, aber er atmet. Er blutet aber ziemlich stark, können Sie sich bitte beeilen?“

„Wir sind in zwei bis drei Minuten da, spätestens“, sagte die Frau.

Der Kioskbesitzer lief dann in sein Geschäft rein und holte ein Handtuch. Vorsichtig versuchte er damit die blutende

Stirn des Mannes abzutupfen. Währenddessen probierte er immer wieder, ihn anzusprechen, aber der Mann zeigte keinerlei Reaktion.

Eine junge Frau kam vorbei, die die Szene beobachtet hatte.

„Haben Sie den Notarzt schon gerufen?“, fragte sie. „Was ist passiert?“

„Er muss gestürzt sein“, klärte der Kioskbesitzer sie auf. „Rettungswagen ist unterwegs.“

„Er riecht nach Alkohol“, sagte die Frau.

„Ja“, stellte der Kioskbesitzer fest. „Ich meine mich zu erinnern, dass er wenige Stunden vorher bei mir zwei Dosen Bier gekauft hatte.“

„Wissen Sie, wer er ist?“

„Er muss hier in der Nähe wohnen. Ich kenne ihn vom Sehen, er kauft manchmal in meinem Kiosk ein.“

Die Frau kramte daraufhin in der Tasche des Unbekannten und fand sein Portmonee. Aber die Geldbörse war völlig leer, keine Papiere, kein Ausweis und auch kein Geld.

„Ich vermute, er ist niedergeschlagen worden“, mutmaßte die Frau schließlich.

„Glaube ich nicht“, sagte der Kioskbesitzer. „Für mich sieht es eher danach aus, als wäre er aus der Kneipe gefallen. Vielleicht konnte er dort nicht bezahlen und die haben dann seine Papiere als Pfand einbehalten. Er schien schon angeheitert gewesen zu sein, als er vorhin bei mir Bier kaufte. Ich glaube, dass er gefallen ist.“

Die Frau versuchte dann, den Puls des Fremden zu messen.

„Puls ist vorhanden“, sagte sie. „Sehr schwach, aber er ist da.“

Wenig später kam der Rettungswagen mit Blaulicht angefahren. Kaum angekommen, stiegen gleich zwei Sanitäter aus.

„Hallo“, sagte der Eine. „Können Sie mich hören? Sind Sie ansprechbar?“

„Er reagiert nicht“, erklärte der Kioskbesitzer. „Ich habe es bereits versucht.“

Während einer der Sanitäter die Wunde versorgte und desinfizierte, kam der Notarzt schließlich mit einem separaten Auto an. Die Sanitäter bereiteten eine Trage vor. „Wir werden ihn ins

Krankenhaus mitnehmen“, sagte der Eine.

Der Notarzt setzte dem Fremden eine Infusion, und zeitgleich legten die Sanitäter ihn auf die Trage.

„Puls?“, sagte einer von ihnen.

„Schwach, aber ja“, sagte der Notarzt. „Sehr schwache Atmung. Weiß man, wer er ist oder wo er wohnt?“

„Nein, keinen Schimmer. Der Kioskbesitzer, der uns gerufen hatte, kennt ihn offenbar auch nur vom Sehen“, sagte der Sanitäter.

Als die Trage mit dem Verletzten im Wagen war, setzte sich der Notarzt wieder in sein Auto und fuhr bereits vor.

„Okay, wir werden Sie benachrichtigen, wenn wir mehr wissen“, verabschiedete sich der eine Sanitäter vom Kioskbesitzer und der Rettungswagen fuhr davon.

Im Krankenwagen schlossen die Sanitäter den Fremden an Kontrollgeräte an, die seinen Herzschlag und seinen Puls maßen. Noch immer schien der Patient nicht ansprechbar und regungslos zu sein.

Einer der Sanitäter notierte sich etwas auf einem Block: „12. Juli 2016. Name: Unbekannt. Status: Schwere Kopfverletzung, komatös durch Alkoholeinfluss. Möglicherweise innere Verletzungen“, konnte man dort lesen.

Die Fahrt ins Krankenhaus dauerte nur wenige Minuten. Kaum angekommen, wurde die Trage mit dem Unbekannten direkt auf die Intensivstation gebracht, in einen Raum, der nach einem OP-Saal aussah. Sofort kamen mehrere Ärzte und bereiteten sich darauf vor, die schwere Kopfverletzung zu behandeln. Die Maschine, an die der Patient angeschlossen war, zeigte, dass der Herzschlag leicht schwächer und langsamer wurde.

Schließlich kam auch der Oberarzt, den man zuvor gerufen hatte.

„Name?“, fragte er.

„Unbekannt“, antwortete einer der Ärzte. „Herzschlag unrhythmisch, wahrscheinlich ein Schock, hervorgerufen durch zu viel Alkohol.“

Der Narkosearzt setzte den Patienten unter Betäubung, und fast zeitgleich begann der Oberarzt, die Wunde mit mehreren Stichen zu nähen.

„Ich vermute, dass innere Verletzungen vorhanden sind“, stellte er fest. „Kann mir jemand sagen, was passiert ist?“

„Der Mann scheint auf der Straße zusammengebrochen zu sein“, klärte ihn einer der Ärzte auf. „Die Sanitäter sagen, ein Kioskbesitzer habe ihn gefunden, aber wir wissen nicht, wie lange er schon da lag.“

„Der Herzschlag ist unregelmäßig“, sagte der Oberarzt. „Möglicherweise müssen wir ihn in ein künstliches Koma versetzen.“

Zur gleichen Zeit betrat eine junge Frau, mittellange, dunkle Haare und eher zierlich, vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre alt, das Krankenhaus und lief aufgeregt zum Empfang. Ihr Körper schien zu zittern und einige Tränen liefen ihre Wangen herunter.

„Ist er hier? Ist er eingeliefert worden?“, fragte die Frau.

„Beruhigen Sie sich“, sagte die Dame am Empfang. „Wen genau suchen Sie?“

„Benjamin Foster“, sagte die junge Frau. „Er war nicht zu Hause, als ich heute Abend dort ankam. Ein Mann sagte mir, dass es vor seinem Haus einen Verletzten gab. Er lässt sein Handy nie zu Hause, aber es lag da, als ich kam...“

„Wie ist ihr Name?“, fragte die Mitarbeiterin des Krankenhauses.

„Jennings“, sagte die Frau. „Crystal Jennings. Benjamin ist mein Patenonkel.“

„Gut“, sagte die Frau. „Bleiben Sie ruhig. Ich sehe nach.“ Dann warf die Mitarbeiterin einen Blick in ihren Computer.

„Wir haben heute Abend nur zwei Einlieferungen. Eine ältere Frau und einen Mann, dessen Namen wir nicht kennen. Wo wohnt ihr Patenonkel?“

„In der Buchenstraße“, antwortete Crystal. „Nicht weit weg vom Bahnhof.“

„Also, der Unbekannte, der vorhin hier eingeliefert wurde...“, begann sie. „Der Notruf wurde tatsächlich von einem Kioskbesitzer in der Buchenstraße abgesetzt.“

„Oh, mein Gott“, wisperte Crystal. „Das muss er sein. Wo ist er? Wo ist er?“

„Sie können da jetzt nicht rein“, sagte die Angestellte. „Soweit ich informiert bin, befindet sich der Unbekannte mitten im OP.“

„Ich muss zu ihm“, sagte Crystal aufgeregt. „Kann ich mit jemandem sprechen?“

„Jetzt nicht“, antwortete die Mitarbeiterin fast unhöflich.

Aber Crystal ließ sich nicht davon abbringen, es zu versuchen. Ohne eine Genehmigung abzuwarten, lief sie den Flur entlang und ging in Richtung des Aufzugs.

Sie wusste nicht, wohin sie sollte, aber instinktiv drückte sie das Stockwerk an, in dem sich der OP befand.

„Herz?“, fragte der eine Arzt.

„Schwach“, sagte ein anderer.

Die Wunde war versorgt, aber es schien dem Unbekannten weitaus schlimmer zu gehen, als sie dachten.

„Ist die Blutuntersuchung fertig?“, fragte der Oberarzt.

Und zugleich kam ein Assistenzarzt mit einem Schreiben rein.

„Starker Alkoholkonsum, wahrscheinlich über drei Promille“, sagte er.

„Gott“, meinte der Oberarzt. „Das überlebt ja fast keiner. Wir werden ihn ins Koma versetzen müssen.“

„Doktor, draußen ist eine junge Frau“, begann der Assistenzarzt dann. „Sie vermutet, den Unbekannten zu kennen.“

„Sie soll warten“, sagte der Oberarzt, während er eine Infusion vorbereitete.

Plötzlich wurde der Herzton der Maschine immer unregelmäßiger.

„Herzrhythmus-Störungen“, stellte der Arzt fest. „Bereiten Sie den Defibrillator vor.“

Eilig machten sich zwei Ärzte daran, das Gerät anzuschalten.

„Geht das nicht schneller?“, fragte der Oberarzt.

Und dann auf einmal kam ein eintöniges Piepsen aus der Maschine.

„Wir verlieren ihn“, sagte der Oberarzt. „Herzstillstand. Schnell, den Defibrillator.“

Die beiden Assistenzärzte hielten die Enden der Maschine aneinander und legten sie dem Patienten auf die nackte Brust.

„Jetzt“, sagte der Oberarzt. Ein Stromschlag.

Nichts. Das Geräusch war nach wie vor monoton.

„Noch mal!“ Sie setzen das Gerät ein zweites Mal an.

Draußen kam ein Pfleger zu Crystal und setzte sich zu ihr.

„Was ist passiert? Ist er es?“, fragte sie aufgeregt.

„Nun“, sagte der Pfleger. „Wir wissen nicht, wer er ist. Und es sieht nicht gut aus. Sie beleben ihn gerade wieder.“

„Nein...“, hauchte Crystal. „Er darf nicht sterben.“

„Wir wissen ja nicht genau, ob es auch Ihr Bekannter ist.“

„Mein Onkel“, sagte Crystal. „Ich habe keine Familie mehr, nur noch ihn.“

„Sind Sie verwandt?“, wollte der Pfleger wissen.

„Nein“, antwortete Crystal. „Nicht blutsverwandt. Aber er ist mein Patenonkel.“ Sie holte das Handy, welches sie mitgebracht hatte, und welches ihm gehören musste, heraus und zeigte dem Pfleger ein Foto von ihrem Patenonkel. „Das ist er. Ist das der Mann, der eingeliefert wurde?“

Der Pfleger sah sich das Foto an.

„Ja“, sagte er schließlich. „Das Bild ist identisch mit dem Verletzten.“

„Ich muss zu ihm.“, stammelte Crystal.

Daraufhin kam der Oberarzt aus dem OP und ging auf Crystal zu.

Kapitel 1 - Mädchen, Mädchen

Blöd. Alles doof.

Aber ich hielt meine Klappe. So wie immer. Ich stand einfach an dieser kargen, hellen Wand, meine Hände vor mein Gesicht haltend. Ich war stumm, weil ich es nicht anders kannte. Und weil ich nichts sagen wollte.

Die Rufe meiner Klassenkameraden hallten lauter. Sie kamen näher, und ich konnte ihr Lachen hören.

Still. Augen zu, Hände verdeckten mein Gesicht. Nichts hören, nichts sagen, nichts sehen.

Was mir in diesem Moment durch den Kopf ging - ich wusste es nicht. Ich hatte Angst, ja. Aber ich wollte sie nicht zeigen. Nicht deswegen, damit ich mich stärker fühlen durfte, sondern deswegen, weil ich es nicht konnte. Weil ich auch einfach gehofft hatte, dass es niemand merkt.

Aber sie merkten es.

„Benjamin, das Mädchen!“

Die Rufe der Klassenkameraden - das waren auch noch die stärksten und beliebtesten Jungs in der Klasse - hörten nicht auf.

Wann würde es denn endlich zur ersten Stunde klingeln? Wann dürfte ich mich auf meinen Platz in der letzten Reihe am einzigen Einzeltisch setzen? Dort sah mich niemand. Dort nahm mich niemand wahr.

Sie kamen näher. Die Zeit musste still stehen. Ich wollte einen Blick auf die Uhr erhaschen, die über der Tafel hing, aber ich konnte mich nicht umdrehen. Ich war wie gelähmt, stand einfach da, unmerklich zitternd und bebend vor Angst.

„Benjamin, du Mädchen!“

„Schwul, oder?“

„Schwuchtel!“

„Guck sie dir an, die Arme Kleine...“

Das Gelächter wurde größer, wurde lauter. Die Klassenkameraden kamen näher. Sie haben es längst gesehen, das wusste ich. Man konnte es ja auch von hinten erkennen. Aber von vorne erst recht.

Plötzlich spürte ich fast eine Hand auf meiner Schulter. Jemand packte mich. Jemand drehte mich um.

Meine Augen waren geschlossen, mein Gesicht verzerrt und ich sah nichts. Aber ich hörte dieses laut schallende Lachen. Ungefiltert drang es an mein Ohr und ließ mich meine Angst, meine Verzweiflung und meine Scham nur noch mehr spüren.

Der Blick dieses Jungen, der mir gegenüber stand, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren, als ich meine Augen öffnete.

Da waren die anderen Kinder, die um ihn herum standen und mich anstarrten. Alle so in meinem Alter - 8 Jahre, manche von ihnen vielleicht 9.

Ich wollte raus laufen. Ich wollte wegrennen. Aber ich konnte nicht. Sie standen um mich und starrten auf meine weiße, mit Blumen verzierte Mädchenbluse, die ich gestern eigens gekauft bekommen habe - angeblich, weil ich sie unbedingt haben wollte.

„Bist du ein Junge oder ein Mädchen?“

Dieser Satz des einen Mädchen, die unmittelbar neben mir stand, ließ mich einige Tränen weinen.

Scheiße. Weinen wollte ich erst recht nicht. Jetzt hatten die es wieder geschafft. So oft haben sie mich schon zum Weinen gebracht - aber das jetzt, das war glaube ich der schlimmste Moment bisher.

Gott sei Dank - es klingelte, bevor irgendwer der anderen Klassenkameraden etwas sagen konnte. Und da kam auch schon die Lehrerin herein.

Ich lief zu meinem Platz in der letzten Reihe, wischte mir mit dem Handrücken die Tränen ab und setzte mich schweigend hin.

Die Lehrerin sah mich fragend an. Ich streifte mir durch meine schulterlangen, dunklen Haare und versuchte, mein Gesicht mit ihnen zu verdecken.

„Benjamin Foster“, sprach die Lehrerin. „Hast du noch etwas anderes zum Anziehen bei dir? Ein T-Shirt vielleicht?“

Stille. Alle starrten mich an.

Ich zitterte, brachte kein Wort heraus. Wie sehr hätte ich jetzt vor Scham im Erdboden versinken können.

Ich hörte, wie die Lehrerin den Klassenkameraden erklärte, dass es durchaus mal passieren kann, dass man morgens beim Anziehen versehentlich ein falsches Kleidungsstück aus dem Schrank nahm, das eigentlich der Schwester gehörte, und dass dies kein Grund sei, einen Mitschüler auszulachen. Ich verstand nicht genau, was sie sagte, aber ich wusste, die nächste Pause würde ich nicht überleben.

Die Zeit verging gar nicht. Immer wieder diese Blicke der anderen. Immer wieder das Tuscheln und Flüstern. Es hörte nicht mehr auf.

Schließlich klingelte es zur Pause. Alle liefen hinaus auf den Schulhof. Am Schluss war ich alleine in der Klasse, saß da und bewegte mich nicht.

„Du musst keine Angst haben“, hörte ich eine Stimme leise zu mir sagen.

Ich drehte mich um. Aber da war niemand.

„Hab keine Angst, Benjamin Foster“, hörte ich die helle Stimme.

Merkwürdig - eigentlich kannte ich die Meisten meiner Klassenkameraden und Klassenkameradinnen an der Stimme. Im Unterricht machte ich oft die Augen zu, und wenn jemand sprach, ordnete ich in meinen Gedanken heimlich die Stimme zu.

Aber diese Stimme - wahrscheinlich die eines Mädchens - habe ich noch nie gehört. Zumal sie sehr nett klang - denn eigentlich redete keiner meiner Mitschüler so nett zu mir.

Zögernd drehte ich mich um mich selbst und sah in alle Ecken, aber hier war niemand.

„Bejamin“, hörte ich sie wieder sagen. Und kurz darauf erklang ein freundliches Lachen.

„Wo bist du?“, flüsterte ich. „Wer bist du?“

Das fremde, für mich noch immer unsichtbare Mädchen lachte wieder. Aber es war kein Auslachen, es war mehr das Lachen eines spielenden Kindes.

Plötzlich wurde es wieder ruhig.

Ich hörte Schritte. Die Türe des Klassenraums öffnete sich. Ich wollte mich verstecken, aber die Lehrerin sah mich und kam direkt zu mir neben den Tisch.

„Benjamin, wie ist das geschehe, dass du eine Mädchenbluse an hast?“

Ich hörte sie, aber ich antwortete nicht. Verschämt sah ich zu Boden.

„Du musst dich umziehen, Benjamin. Hast du wirklich nichts anderes dabei?“

Ich schüttelte verschämt mit dem Kopf, meinen Blick noch immer zu Boden gesenkt.

„Dann gehe bitte nach Hause“, bat mich die Lehrerin. „Hole dir ein vernünftiges T-Shirt, ziehe es an und komme anschließend wieder.“

Wie sollte ich das denn machen? Mutter war bestimmt zu Hause und würde merken, wenn ich zur Türe herein käme. Was sollte ich nur tun? Wegrennen? Aber wohin?

Ich war am Zittern vor Angst. Es darf niemand merken, dachte ich leise. Es darf bloß niemand merken.

Ich lief los.

Ich konnte es doch nicht sagen. Die Klamotten, die ich tragen sollte, wurden mir jeden Abend zurecht gelegt, und ich musste immer genau das anziehen, was mir abends zurecht gelegt wurde. So war es seit ich denken konnte. Und Mutter hatte sie ausgesucht, hatte sie für mich gekauft. Schon seit einiger Zeit kündigte sie immer wieder an, ich sähe als Mädchen viel besser aus. Und gestern hatte sie es wahr gemacht und eine der Blusen für mich heraus gelegt, die ich dann am nächsten Tag anziehen sollte.

Ich wollte ein Mädchen sein, hatte sie immer gesagt. Mein richtiger Name wäre Erika. Ich war eigentlich ein Mädchen.

Langsam lief ich in die Straße hinein, an dessen Ende unser Haus lag. Zitternd, bebend vor Angst, rot im Gesicht vor Scham, stumm, taub und blind.

Kapitel 2 - Das heimliche Spiel

Das Licht hier im Raum war matt. Die große Klappe, die das Kellerfenster abdeckte, war nur auf kipp, da man sie gar nicht ganz aufmachen musste. Man hätte dafür die beiden großen Haken in der Wand öffnen müssen, und ich wusste nicht, wie das geht. Auch die Glühbirne erhellte den Raum nicht sonderlich, ein richtiges Licht oder eine Lampe gab es hier nicht.

Spielkeller nannte ich es. Meine Schwester sagte dazu immer Partykeller oder Hobbyraum - denn schon mehrfach feierte sie hier mit ihren Freunden und Freundinnen Feten, zu denen sie mich explizit niemals eingeladen hatte.

Ich feierte natürlich keine Feten. Das hätte ich mit knapp 11 Jahren eigentlich sowieso nicht gedurft.

Carina durfte es in jedem Fall. Und sie war zwei Jahre jünger als ich, also erst 9. Egal. Ich wollte eigentlich sowieso nie bei ihren Feten dabei sein. Was die da machten, das nervte mich irgendwie. Nicht, dass ich es wirklich gewusst hätte, aber Carina machte mehrmals solche Andeutungen, dass dort langsame Lieder laufen würden und dabei ganz eng getanzt würde. Sei man dann in der richtigen Stimmung, ginge es über zu irgendwelchen Spielchen wie Flaschendreher oder so etwas. Und was die dabei dann machten, daran mochte ich nicht denken. Ich fand es eklig, so oder so.

Wenn ich alleine hier im Keller war - so wie fast jeden Nachmittag, wenn Carina Freunde bei sich hatte und ich die Wohnung verlassen sollte, um sie nicht zu nerven - dann war das MEIN Keller. Es war der Spielkeller, denn ich hatte hinter dem riesigen Vorhang versteckt im Regal all meine Spielsachen, meine Stofftiere, welche ich schon als ganz kleines Kind geschenkt bekam, einige elektronische kleine Konsolen und so weiter - eben all das Zeug, was modern war und was eigentlich alle hatten.

Der Großteil von den Spielsachen gehörte eigentlich meiner Schwester Carina. Aber schon mit 7 oder 8 Jahren änderte sie komplett ihre Interessen und behauptete standfest, keinerlei kindisches Spielzeug zu besitzen. Das sei alles meins, stellte sie irgendwann klar.

Statt mich zu beschweren, was das sollte, hielt ich meinen Mund. Zuerst wollte ich natürlich ihr Spielzeug nicht in Anspruch nehmen, aber nach einiger Zeit dachte ich: „Was ich hier unten mache, das bekommt sowieso niemand mit.“ Also begann ich irgendwann, mit ihren Sachen zu spielen. Nach einiger Zeit hatte ich eigentlich fast schon vergessen, dass die meisten Spielsachen ihr gehörten. Sogar das Puppenhaus nahm ich als Junge als mein Spielzeug an, und gerade das wurde irgendwann zu meiner Lieblingsspielsache. Eigentlich war es ja meins.

Ich schob den Vorhang zurück und kramte das viereckige, längliche altmodische Puppenhaus hervor. In der Kiste lagen die Puppen, in der Größe und Art zu den Möbeln passend.

Ich platzierte eine der Puppen am Esstisch. Die beiden anderen - eine Jungen- und eine Mädchenpuppe, legte ich in den Nachbarraum in das Bett. Akribisch deckte ich sie zu, nachdem ich sie entkleidet habe.

„Schlafenszeit“, hörte ich mich rufen.

Eine kleine Pause. Ich schnaufte aus.

„Ich will nicht schlafen“, sagte ich mit verstellter, sehr heller Stimme.

„Ich auch nicht“, warf ich nach.

Das Knarren der grauen Stahltür, die den Flur mit dem Keller verband, nahm ich in diesem Moment nicht wahr. Auch das anschließende leise Tapsen von Füßen auf dem Teppichboden musste ich überhört haben. Das matte Licht wurde plötzlich für eine Sekunde etwas verdunkelt, da ein Schatten über mich und das Puppenhaus geschlichen kam – aber auch diesen bemerkte ich nicht.

Ich war total vertieft in mein Spiel. Eine Weile sah ich die Puppen an. Der Puppenvater saß noch immer am Esstisch. Ich spielte, dass er etwas aß und daraufhin aufstand, um das kleine Geschirr wegzuräumen. Fein säuberlich stellte ich den Mini-Teller und die Mini-Tasse in den dafür vorgesehenen Schrank.

Daraufhin wandte ich mich wieder den beiden Puppen im Schlafzimmer zu.

„Ich bin nicht müde“, ließ ich das Puppenmädchen sagen. Und gleich darauf ließ ich sie davon hüpfen. Ich schmiss sie in die Ecke, aber ich spielte, dass sie einfach abgehauen wäre.

Ich ließ den Puppenjungen die Bettdecke ganz hochziehen, so dass er komplett bedeckt war.

Für einen Moment blickte ich in die neben mir liegende Kiste, wo noch andere Utensilien für das Puppenhaus

aufbewahrt waren. Ich holte eine erwachsene weibliche Puppe hervor – die Puppenmutter dieser Familie, die ich jedoch sehr, sehr selten in meinem Spiel verwendete.

Ich legte ohne ein Wort die Puppenmutter in das Bett des Puppenjungen. Für einen Moment hielt ich inne.

„Was machst du da?“, hörte ich jemanden plötzlich sagen.

Ich erschrak. Schnell nahm ich die Puppen und warf sie in die Kiste neben mir.

Langsam drehte ich mich um, dorthin, wo die Stimme herkam. Voller Scham blickte ich in ihre Augen.

„Was machst du da?“, wiederholte das mir bekannte Mädchen daraufhin. „Spielst du mit deinem Puppenhaus?“

Claudia. Sie war die beste Freundin meiner Schwester Carina und war etwa ein Jahr älter als sie.

Sie war auch manchmal diejenige, die versuchte, mich in das Spielen mit meiner Schwester einzubinden, was jedoch meist darin ausartete, dass meine Schwester noch aggressiver mir gegenüber wurde. Claudia war okay, eigentlich noch diejenige der Freunde meiner Schwester, die am Ehesten noch okay waren. Sie war nicht so abgedreht wie Carina und nicht so cool wie ihre anderen Freunde. Das mochte ich irgendwie, denn cool sein war nichts für mich.

„Schon gut“, meinte Claudia, ohne eine Antwort von mir abzuwarten. „Ich sag's keinem, dass du mit dem Puppenhaus spielst.“

Verschämt sah ich zur Seite.

„Ehrlich“, bekräftigte sie.

Ohne dass ich mich getraut hätte, ein Wort zu sagen, holte ich die Puppen wieder aus der Kiste. Ich setzte den Puppenvater wieder an den Esstisch und den Puppenjungen in das Bett im Nebenzimmer. Die Puppenmutter ließ ich weg. Aber das Puppenmädchen holte ich wieder hervor und stellte sie unten vor dem Haus auf.

„Sie ist vorhin weggelaufen“, erklärte ich leise. „Aber jetzt ist sie wieder da.“

Claudia setzte sich neben mich und nahm die Mädchenpuppe in die Hand.

„Wer sind die?“, wollte sie wissen.

„Nur irgendeine Familie“, sagte ich.

„Sicher?“, meinte Claudia.

Claudia tapste dann mit dem Puppenmädchen in das Zimmer des Jungen.

„Wir sind Geschwister“, meinte sie im Spiel. „Das da ist unser Vater“, ergänzte sie, auf den am Esstisch sitzenden Vater zeigend.

„Nein“, rief ich aus. „Lass uns lieber Freunde sein. Du bist meine Freundin, und du bist bei uns über Nacht.“

Claudia lachte. „Cool“, sagte sie. „Also – dann bist du der Junge, ich das Mädchen... und wer ist der Vater?“

Ich blickte den Puppenvater an. Dann nahm ich ihn und schmiss ihn in die Kiste.

Über den Autor Elias J. Connor

Elias J. Connor ist Autor in den Genres Fantasy, Drama, Sozialdrama und Thriller, stellenweise auch in weiteren Genres wie Kinder- und Jugendliteratur und Sachbuch.

Schon im frühen Kindesalter beginnt Elias zu schreiben; zunächst Kurzgeschichten, später ganze abgeschlossene Geschichten. Aber dies tut er nur im Verborgenen.

Als junger Erwachsener siedelt sich der gebürtige Frankfurter im Erftkreis bei Köln an und beginnt nach einer missglückten Ausbildung als Bürokaufmann Mitte der 90er Jahre das Studium der Sozialen Arbeit in Düsseldorf mit den Schwerpunkten Psychologie, Literatur, Theater und Medienpädagogik.

2013 bringt ihn eine enge Vertraute auf die Idee, seine Werke der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. 2014 erscheint daraufhin sein erster Roman.

Elias J. Connor veröffentlicht zunächst im Fantasy-Bereich die Trilogie DIE NAYTNAL CHRONIKEN, eine Geschichte, die eigentlich sein Erstlingswerk ist. Andere Romane in diesem Genre folgen, jedoch tendiert er immer mehr zur außergewöhnlichen, schwierigen und dramatischen Literatur, eben nicht dem Mainstream entsprechend.

„Ich schreibe sehr gerne Fantasy. Aber das Drama und Sozialdrama fordert mich als Autor am Meisten heraus, weil es Geschichten aus dem Leben sind, die viele nicht sehen wollen. Geschichten über Randgruppen, Menschen

mit schlimmen, schwierigen Erfahrungen und Lebenswegen. Viele dieser Geschichten beruhen auf wahren Begebenheiten.“

Das Drama BENJAMIN, das Elias 2016 beginnt zu schreiben, ist seine autobiografische Geschichte und auch das Werk, das dem Autor am meisten nahe geht. Mit dem Roman beschreibt er den Lebensweg des Ex-Alkoholikers Benjamin Foster.

Der Fantasy-Literatur bleibt er jedoch trotzdem treu.

Seit 2020 unterstützt ihn seine liebe Freundin und Co-Autorin Sweetie Willow (Künstlernamen) bei zahlreichen seiner Buchprojekte.

Unsere hauseigene Internet-Radiostation:

<https://laut.fm/finnradiosone>

FINN Radio One is back again. Wir bringen euch die Top Traxx der Charts, all in Pop, Hip-Hop & R&B. Top Hits, Club Sounds, Rock Parts, Nighttime. All day long 24/7. Music nonstop. Check in & enjoy. (P) powered by FireFly Live.

Wir bringen außerdem auch Lesungen von Romanen von Autor Elias J. Connor.

Come in and listen.

Elias J. Connor Homepage:

<https://elijasjconnor.wordpress.com/>

Elias J. Connor ist auch Musiker in den Genres Pop/Hiphop/RnB:

<https://open.spotify.com/intl-de/artist/4cgWjOVUOX6fcaFgmeUIOS>

<https://elasticstage.com/eliasjconnor>

FINN Books Edition FireFly

Das ist die Marke hinter unseren Büchern. Wir sind ein aufstrebender Kleinverlag, der als Eigenverlag die Bücher von Elias J. Connor und seiner Co-Autorin Sweetie Willow veröffentlicht.

In Planung ist es, dass wir künftig auch anderen Autoren die Möglichkeit zur Veröffentlichung ihrer Werke geben wollen. Hierfür könnt ihr uns über das Kontakt-Formular der Homepage kontaktieren.

Abonniert den Newsletter und bleibt immer auf dem neuesten Stand,

Im Blog erfahrt ihr alles Wissenswerte über meine Schreibe, meine Veröffentlichungen und Persönliches.

Stay in, und danke fürs Reinschauen auf meiner Homepage.

Signierte Ausgaben meiner Taschenbücher

Direkt bei mir könnt ihr unterschriebene Ausgaben meiner Taschenbücher bestellen.

Bei Interesse geht bitte zum Kontaktformular meiner Homepage und sendet mir eine Mail, für welches Buch ihr euch interessiert.

Vielen Dank für euer Interesse an meinen Büchern, und auf ein baldiges Wiederlesen.

Elias J. Connor